

Billi Bierling

mit Karin Steinbach

ICH HAB EIN RAD IN KATHMANDU

Mein Leben mit den Achttausendern



TYROLIA

Mit einem
Vorwort von
Gerlinde
Kaltenbrunner

In Andenken an meinen
Vater Erwin Bierling und an meine
Mentorin Elizabeth Hawley

Begegnungen mit Menschen

Vorwort von Gerlinde Kaltenbrunner

Als Billi mich fragte, ob ich das Vorwort für ihr Buch schreiben würde, kamen mir unzählige Dinge in den Sinn, da sie wohl einer der vielseitigsten Menschen ist, die ich kenne. Es gibt wenig, was sie nicht ausprobiert, sie sagt selten Nein und ist immer offen für Neues. Manchmal ist es schwierig, mit ihr mitzuhalten und nachzuvollziehen, wo sie sich gerade befindet oder welchen Job sie gerade ausübt. Sie mag Menschen und hat keine Scheu, mit ihnen in Kontakt zu treten. Egal mit wem sie ins Gespräch kommt, sie ist verbindlich, vermittelnd und wohlwollend. Ob in Kathmandu, Kyiv oder Duschambe, die Menschen erinnern sich an Billi, da sie mit ihrer positiven Einstellung, ihrer Fröhlichkeit und ihren aufmunternden Worten einen bleibenden Eindruck hinterlässt.



Der Beginn einer langen und tiefen Freundschaft: 2012 mit Gerlinde im Basislager des Mount Everest.

Ihre wohlwollende Art durfte ich selbst erleben, als ich 2006 von meiner unglücklichen Dhaulagiri-1-Expedition nach Kathmandu zurückkam. Damals wurde das Lager 2 von einer Lawine verschüttet, aus der ich mich befreien konnte; zwei spanische Freunde im Nebenzelt schafften das nicht und starben. In Kathmandu wollte ich eigentlich mit niemandem darüber sprechen, da ich selbst noch so verzweifelt war. Aber dann kam Billi, die mich für die Himalayan Database von Miss Hawley, die ich bereits seit vielen Jahren kannte und sehr schätzte, interviewen wollte. Anfangs zögerte ich, aber als ich sie sah, wusste ich, dass ich ihr vertrauen und ihr meine Erlebnisse schildern konnte. Sie kam zwar als Journalistin zu mir, jedoch konnte ich in ihr sofort den Menschen Billi erkennen. Sie war eine Frau, die mir einfach nur zuhörte und mich verstand. Einerseits weil sie selbst Bergsteigerin ist, andererseits weil sie ein großes Einfühlungsvermögen hat.

Über die Jahre sind wir sehr enge Freundinnen geworden und haben einiges miteinander erlebt, was uns zusammengeschweißt hat. Sie hat mich in ihre Welt eintauchen lassen und ich sie in meine. Wir teilen viele gemeinsame Interessen, haben ähnliche Passionen, freuen uns beide über Begegnungen mit anderen Menschen und Kulturen und möchten mehr über sie erfahren.

Aus diesem Grund freue ich mich sehr, dass Billi ihre faszinierenden Erfahrungen mit den unterschiedlichsten Persönlichkeiten aus der ganzen Welt in Worte gefasst hat. Denn in diesem Buch geht es nicht um die Besteigungen von Bergen, die ja oft sehr ähnlich ablaufen. Es handelt von Billis Begegnungen mit den Menschen rund um die Himalaya-Gipfel und während ihrer Arbeit mit der Humanitären Hilfe der Schweiz. Genau diese Geschichten sind es, die spannend und prägend sind und die uns lange in Erinnerung bleiben.

Attersee, im Dezember 2022

Gerlinde Kaltenbrunner

Inhalt

Ganz unten und ganz oben	9
Erste Schritte im Himalaya	13
Das rosa Clipboard	41
Jenseits der Berge	89
Von Garmisch in die Welt	141
Die Chefs am Berg	157
Abschied von Miss Hawley	195
Eine neue Ära	213
Mit dem Bike durch Nepals Hauptstadt	233
Dank	236

Ganz unten und ganz oben

AN DIESEN MOMENT ERINNERE ICH MICH, als wäre es gestern gewesen. Es war wohl im Januar, vor ziemlich genau 20 Jahren. Ein Föhntag, blauer Himmel, einzelne Linsenwolken. Die Stadt Bern leuchtete. Ich hatte es in meiner Wohnung in der Wytttenbachstraße nicht mehr ausgehalten und war zu einem Spaziergang aufgebrochen, was auf den Krücken anstrengend war und lange dauerte. Vom Breitenrain humpelte ich am Kursaal vorbei in Richtung Aare. Als ich über die Kornhausbrücke den Fluss überquerte, standen sie direkt vor mir: Eiger, Mönch und Jungfrau, das Dreigestirn der Berner Alpen. Auf ihre Gipfel hatte ich es noch nicht geschafft, obwohl ich in den beiden vergangenen Jahren, seit ich als Journalistin in der Schweiz arbeitete, einige große Bergtouren unternommen hatte mit den vielen netten Menschen, die ich in dieser Zeit kennengelernt hatte.

Ich spreche oft von meinem schönen, bunten Leben, wenn ich von mir erzähle. Meistens empfinde ich mein Leben auch als genau das: reich an Erlebnissen, reich an Begegnungen, reich an Abwechslung. In diesem Moment aber fühlte ich mich am Boden zerstört. Im Sommer zuvor hatte ich beim Joggen immer häufiger einen ziehenden Schmerz in meiner rechten Leiste wahrgenommen. Dazu muss man wissen, dass ich eine leidenschaftliche Läuferin bin und es kaum einen Tag gibt, an dem ich nicht mindestens acht Kilometer jogge; es können aber auch durchaus 15 oder 20 Kilometer sein. Ohne gelaufen zu sein, fühle ich mich nicht wohl. In jenem Jahr hatte ich für den Berlin-Marathon trainiert. Ich hatte den Schmerz ignoriert, mir gesagt, dass es sicher nur eine Muskelverspannung sei, und war weiter gejoggt. Eines Morgens, als ich wieder beim Laufen war, tat die Leiste so heftig weh, dass ich dann doch zum Arzt ging. Der konnte keinen klaren Befund erstellen, gab mir zur Entlastung Krücken und überwies mich, als meine Beschwerden nicht besser wurden, schließlich an einen Sportarzt.

So war es Ende September geworden, der Berlin-Marathon stand vor der Tür. Obwohl an Joggen nicht mehr zu denken war, wollte ich, bevor in der Woche darauf der Termin beim Sportarzt anstand, wie geplant nach Berlin

reisen, um wenigstens meine Freunde zu sehen. Am Flughafen in Zürich rutschte ich mit meinen Krücken aus und stürzte zu Boden. Irgendwo in meinen Knochen krachte es, und ich schrie vor Schmerz so laut auf, dass die Leute um mich herum stehen blieben. In meinem Kopf war aber immer noch der Gedanke: »Das ist nur eine Muskelverspannung.« Immerhin bat ich die Stewardess am Gate, mir einen Rollstuhl zu organisieren. Das ganze Wochenende über hatte ich furchtbare Schmerzen. In Berlin wollte ich aber nicht ins Krankenhaus, denn ich war ja in der Schweiz krankenversichert. So lag ich also, während meine Freunde am Marathon teilnahmen, auf dem Sofa und verfolgte den Lauf am Fernseher. Zu den körperlichen Schmerzen kam noch etwas anderes: Auch Mike war von England nach Berlin gekommen, um den Marathon mitzulaufen. Wir waren erst seit drei Monaten kein Paar mehr. Auch wenn ich es gewesen war, die sich von ihm getrennt hatte, tat es trotzdem weh, ihn zu sehen – erst recht, weil er nicht verbergen konnte, wie verliebt er in seine neue Partnerin war.

Am Montagmorgen flog ich zurück in die Schweiz. Ich bat einen Freund, mich abzuholen und zum Arzt zu fahren. Nach dem Röntgen war der Befund klar: Der Oberschenkelhals war durchgebrochen, vermutlich war er vor meinem Sturz im Flughafen schon angebrochen gewesen. Mein Arzt sagte dazu nur: »Ich habe in meinem Leben schon viele Simulanten gesehen, aber eine solche Dis-Simulantin wie Sie habe ich noch nie erlebt.« Ich wurde operiert und der Bruch mit Schrauben fixiert, anschließend standen mir acht Wochen auf Krücken bevor. Unglücklicherweise rutschte ich drei Wochen nach der Operation noch einmal aus. Ich befürchtete, dass sich etwas verschoben haben könnte, und ließ das überprüfen. Trotz der Entwarnung von ärztlicher Seite verließ mich das Gefühl nicht, dass etwas nicht stimmte. Als ich nach zwei Monaten wieder zur Kontrolle ging, wurde festgestellt, dass der Bruch falsch zusammengewachsen war. Ich musste also nochmals operiert werden.

Fast das Schlimmste an dieser niederschmetternden Diagnose war, dass ich noch eine ganze Woche auf den zweiten Operationstermin warten musste, in dem Wissen, dass der Arzt die Schrauben entfernen und den Oberschenkelhals durchsägen würde, um den Bruch neu zu justieren. Und sie bedeutete, dass ich noch einmal von vorn anfangen musste, noch einmal acht Wochen mit Krücken gehen würde, noch einmal ein Jahr lang eine dritte Operation vor mir hätte, um die Schrauben wieder herausnehmen

zu lassen. Als ich nach dem Eingriff im Krankenhaus lag, fiel ich psychisch in ein tiefes Loch. Ich hatte keine Geduld mehr, und ich konnte es nicht mehr hören, wenn meine Freundinnen sagten, das habe schon seinen Sinn, mein Körper müsse sich endlich einmal ausruhen. Bei einem Besuch meiner Familie in Garmisch soll ich sogar, auf dem Sofa liegend, den Wunsch geäußert haben, nicht mehr leben zu wollen – eine Aussage, die dann doch eher untypisch für mich ist.

Außerdem fühlte ich mich einsam. In der neunjährigen Beziehung mit Mike hatten wir alles gemeinsam unternommen, es hatte uns eigentlich nur zu zweit gegeben. Wir waren gemeinsam geklettert, hatten gemeinsam unsere Begeisterung für den Himalaya entdeckt, waren Tag und Nacht zusammen gewesen. Mir hatte das Bergsteigen mit Mike Freude gemacht, aber ich hatte mir auch oft die Frage gestellt, ob ich es nur ihm zuliebe machte oder ob ich selbst wirklich Spaß daran hatte. Zuletzt wurde mir unsere Partnerschaft zu eng, ich wollte wieder mehr mein eigenes Leben leben. In dieser Phase der Ablösung lernte ich den Schweizer Bergführer Stéphane Schaffter kennen, der schließlich der Auslöser dafür war, dass ich mich von Mike trennte. Auch er war ein fanatischer Bergsteiger, ein faszinierender, aber sehr vereinnahmender Mensch. Wieder hinterfragte ich, ob die Touren, die ich mit Stéphane unternahm, wirklich meinen eigenen Wünschen entsprachen. Unsere Beziehung hielt nicht lange; als ich das zweite Mal operiert wurde, war ich bereits wieder allein.

So war ich auch auf meinen Krückenspaziergängen meist allein unterwegs. Damals auf der Kornhausbrücke blieb ich stehen und schaute auf die weiß leuchtenden Schneekuppen von Eiger, Mönch und Jungfrau – in Bern liegen die Berge bei Föhn praktisch vor der Türschwelle. Von ihnen ging ein regelrechter Sog aus. Ich empfand eine große Sehnsucht nach den Gipfeln, die nicht nur darauf beruhte, dass ich aufgrund meiner Verletzung schon lange nicht mehr in der Höhe gewesen war. In diesem Moment wurde mir klar, dass es mich in die Berge zog, nicht irgendjemand anderem zuliebe, sondern weil ich sie mochte, weil ich gern dort unterwegs war. Die Frage, die ich mir so oft gestellt hatte, löste sich auf. Ja, ich wollte weiterhin bergsteigen, auch ohne Mike, auch ohne Stéphane, nur für mich.

Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch keine Ahnung, welche wichtige Rolle die Berge für mich noch spielen würden. Hätte mir damals, an diesem Tiefpunkt meines Lebens, jemand prophezeit, dass ich eineinhalb Jahre später

nach Nepal gehen und mich intensiv mit dem Höhenbergsteigen beschäftigen würde – oder eines Tages selbst auf sechs der höchsten Berge der Welt, einschließlich des Mount Everest, stehen würde –, ich hätte ihn für verrückt gehalten.

Das rosa Clipboard

ALS ICH AN EINEM VERREGNETEN SOMMERTAG meine durchnässten Klamotten im Großraumbüro der Redaktion von Swiss Radio International aufhängte, sah ich ein Klemmbrett auf meinem Schreibtisch liegen. Darauf lag ein getipptes Fax. Seltsam, dachte ich und sah mir das Fax genauer an. Es war von der Himalaya-Chronistin Miss Elizabeth Hawley, der ich ein paar Wochen zuvor per Brief bestätigt hatte, dass ich Ende August 2004 in Kathmandu ankommen würde, um meine Arbeit bei ihr aufzunehmen. Der erste Satz lautete: »The first thing you need to bring is a clipboard. It is important for our work.« Und da lag schon das Clipboard, rosa und aus stabilem Plastik. Mein Kollege Urs Geiser steckte seinen Kopf ins Büro und fragte: »Na, gefällt dir die Farbe?« Er hatte Miss Hawleys Schreiben auf dem Faxgerät gefunden und keine Mühe gescheut, gleich das angeforderte Clipboard zu besorgen.

Im Frühjahr 2004 stand bei Swiss Radio International eine Umstrukturierung an, und weil das einige Entlassungen bedeutete, wurden »Freiwillige« für diese Kündigungen gesucht. Da der Sozialplan überdurchschnittlich gute Bedingungen vorsah, rannten wir unseren Chefs regelrecht die Bude ein. Niemand wollte sich die verlockende Abfindung entgehen lassen. Auch ich nicht, und so überlegte ich, was ich, wenn ich meine Festanstellung beendete, stattdessen tun könnte. Ich war zwei Jahre nicht mehr in Nepal gewesen und merkte, dass es mich dorthin zog. Aber irgendetwas musste ich dort tun; ich wollte nicht nur eine Touristin sein, die vom Land fasziniert ist. So kam ich auf die Idee, Miss Hawley einen Brief zu schreiben und sie zu fragen, ob sie bei ihrer Arbeit Unterstützung brauchen könnte. Sie schrieb mir zurück, und wir einigten uns darauf, dass ich im September des gleichen Jahres bei ihr anfangen würde.

Inzwischen hatten unsere Vorgesetzten ein neues Problem, denn es wollten mehr Leute gehen, als nötig war. Der damalige Chefredakteur Jonas Hughes rief mich an, um mich zum Bleiben zu überreden. Das brachte mich in eine schwierige Lage, denn einerseits wollte ich keine Umstände machen, anderer-

seits hatte ich mit Miss Hawley bereits vereinbart, dass ich ab September in Kathmandu sein würde. Nach langem Hin und Her einigten wir uns darauf, dass ich Jonas mein Schicksal überlassen und er mich mit seiner Entscheidung überraschen würde. Als er mir schließlich mitteilte, dass ich der Reorganisation zum Opfer gefallen war und ab Juli keinen Job mehr hatte, stiegen mir die Tränen in die Augen. Jonas sah mich fassungslos an, denn er hatte gedacht, mir mit dieser Entscheidung einen Gefallen zu tun. Ich hatte jedoch in diesem Moment das Gefühl, dass mir jemand den sicheren Boden unter den Füßen wegzieht und ich in ein tiefes, ungewisses Loch falle. Ich erholte mich aber schnell und freute mich auf meine interessante Aufgabe in Nepal.

IM JUNI RÄUMTE ICH MEINEN SCHREIBTISCH bei Swiss Radio International, packte meine sieben Sachen und fuhr nach Garmisch, wo ich den Sommer bei meiner Familie verbrachte. Ende August war es dann so weit: Endlich durfte ich zurück in mein geliebtes Nepal! Doch dieses Mal war es anders. Ich hatte keine Expedition geplant, war ohne Mike unterwegs und ganz auf mich gestellt. Auf dem Hinflug war ich sehr nervös, denn ich hatte Miss Hawley als eher strenge ältere Dame in Erinnerung. Was sich sehr bald als zutreffend herausstellen sollte.

Ich kam am Morgen des 30. August 2004 in Kathmandu an. Es war ein wunderbares Gefühl, mich wieder in das Chaos der nepalesischen Hauptstadt zu begeben. Ich stieg aus dem Flugzeug und atmete tief durch. Der Geruch von verbrannten Maiskolben, die auf der Straße verkauft wurden, gemischt mit dem weniger angenehmen Geruch der Abgase stieg mir in die Nase, und ich war glücklich, wieder hier zu sein. Ich nahm ein Taxi zum Hotel Hama in Chhetrapati, wo ich zuvor mit Mike immer gewohnt hatte. Ich freute mich, von den Menschen dort erkannt und herzlich begrüßt zu werden. Nachdem ich mein Gepäck abgelegt hatte, rief ich sofort Miss Hawley an, die nicht sehr gesprächig zu sein schien und mir lediglich anordnete, einen Stadtplan von Kathmandu zu kaufen und mir alle Hotels in der Stadt einzuprägen, denn ich würde die Expeditionen dort treffen. Sofort machte ich mich auf die Suche nach einem guten Stadtplan, jedoch nicht ohne mir vorher in Sonam Gurungs Fahrradladen »From Dawn Till Dusk« ein Rad zu kaufen. Das war sehr wichtig für mich, denn nur so konnte ich mich in Kathmandu frei, schnell und vor allem unabhängig bewegen. Nach weniger als fünfzehn Minuten war ich stolze Besitzerin eines

grauen Trek-4300-Mountainbikes, das mich heute noch begleitet und mir in Kathmandu einen gewissen Bekanntheitsgrad verliehen hat.

Während meiner Einkaufstour nahm ich in der Stadt eine seltsame und fast aggressive Atmosphäre wahr. Die meisten Geschäfte waren geschlossen, und diejenigen, die es nicht waren, zogen ganz schnell ihre Rollläden herunter, als sich die Menschenhorden, die auf den Straßen herumlungerten, näherten. Ich war immer noch guter Dinge, radelte glücklich und stolz auf meinem neuen Bike und mit dem erstandenen Stadtplan durch Kathmandu, suchte aber noch keine Hotels, sondern das öffentliche Schwimmbad. Auf meinem Weg dorthin kam ich an brennenden Autoreifen vorbei, und irgendwie hatte ich das Gefühl, dass mich die Leute auf der Straße erstaunt anstarrten. Das war kein Wunder, denn zehn Minuten später begann die Ausgangssperre, welche die nepalesische Regierung für diesen Tag angeordnet hatte und von der ich nichts wusste. Die Stimmung schien immer aggressiver zu werden. Schließlich befahl mir ein Polizist, mich sofort auf den Weg nach Hause zu machen. Da trat ich ein wenig kräftiger in die Pedale und kam kurz nach 18 Uhr im Hotel Hama an. Mir war immer noch nicht klar, was los war, und so war ich froh, als mich der Rezeptionist im Hotel schließlich aufklärte.

Am Tag zuvor waren im Irak zwölf nepalesische Geiseln auf grausame Weise von Extremisten ermordet worden, und nun richtete sich die Aggression der Nepalesen gegen ihre muslimischen Landsleute, mit denen sie jahrzehntelang friedlich zusammengelebt hatten, sowie gegen die nepalesische Regierung, der sie vorwarfen, sich nicht ausreichend um die Freilassung der Geiseln bemüht zu haben. Sie attackierten muslimische Geschäfte, Restaurants, Werkstätten und zündeten das Dharahara-Minarett an, das seit Jahrzehnten am südlichen Rand des Stadtparks stand. Laut Angaben der Regierung wurden bei den Unruhen zwei Menschen getötet und bei Straßenschlachten Hunderte verletzt. Die Krawalle, die sich während der nächsten Tage ausbreiteten, spiegelten in meinen Augen die allgemeine Unzufriedenheit der nepalesischen Bevölkerung wider. Zu diesem Zeitpunkt herrschte noch Bürgerkrieg, bei dem die kommunistischen Maoisten gegen die Monarchie und das hinduistische Klassensystem kämpften. Drei Jahre zuvor waren der regierende König Birendra und seine Frau, zwei ihrer Kinder und fünf weitere Verwandte von dessen Sohn, dem Kronprinzen Dipendra, erschossen worden.



In Kathmandu bin ich so gut wie nie ohne mein Rad unterwegs. Im Sattel fühle ich mich sicherer als zu Fuß, auch wenn ich im Menschengewirr manchmal absteigen muss.

Da die Unruhen und Aggressionen gegen die muslimische Bevölkerung anhielten, verlängerte die Regierung die Ausgangssperre um weitere fünf Tage. Da saß ich nun mit meinen zwei Rucksäcken, meinem Stadtplan und meinem nagelneuen Fahrrad. Es gab noch kein WLAN, kein Whatsapp oder andere günstige Möglichkeiten für Telefongespräche nach Hause. Ich kannte noch niemanden in der Stadt, außer meinem Fahrradhändler und dem Trekking- und Expeditionsleiter Jamie McGuinness, den Mike und ich während unserer ersten Nepalreise kennengelernt hatten. Ich fühlte mich einsam und fragte mich, ob die Entscheidung, nach Nepal zu kommen, richtig gewesen war. Ab und zu telefonierte ich mit Miss Hawley, in der Erwartung, dass sie mir gut zureden würde, aber das war nicht der Fall. Sie war primär damit beschäftigt, die Expeditionen zu erreichen, die sie nun nicht mit ihrem Fahrer Suben und ihrem legendären hellblauen Käfer, den sie 1963 Prinz Basundra abgekauft hatte, persönlich aufsuchen konnte.

Nach fünf langen Tagen, an denen wir jeweils nur für zwei Stunden das Haus verlassen durften, zog ich in das Haus von Jamie McGuinness im Stadtteil Naya Bazaar, was sich später als gravierender Fehler für meine Arbeit bei Miss Hawley herausstellen sollte. Aber dort fühlte ich mich endlich zu Hause, denn ein Hotel ist nicht die optimale Umgebung, wenn man sich einsam und verlassen vorkommt. Am gleichen Tag besuchte ich zum ersten Mal Miss Hawley in ihrer Residenz im Stadtteil Dilli Bazaar. Dummerweise kam ich gleich zu unserem ersten Treffen zu spät, weil ich mit ihrer Wegbeschreibung nach Himmelsrichtungen nicht viel anfangen konnte. Miss Hawley war von meinem Erscheinen offenbar nicht sehr beeindruckt, da sie mich gleich fragte: »I hope you are not planning to see teams like this?« Ich nehme an, sie bezog sich auf meine ungekämmten Haare und meine vom Straßenstaub bedeckte Kleidung.

Ihre Wohnung lag im ersten Stock eines Hauses, das von Edmund Hillarys Stiftung Himalayan Trust gemietet wurde, und fühlte sich düster und kalt an. Vermutlich hatte sie in den mehr als 40 Jahren, in denen sie dort lebte, nicht viel verändert. Ihr Büro, in dem sie entweder ihre Notizen in den Computer eintippte oder an ihrem Schreibtisch Patience spielte, war vollgestellt mit Büroschränken aus schwerem, dunklem Eichenholz. Dort bewahrte sie ihre unzähligen handgeschriebenen Expeditionsberichte auf. Sie zeigte mir ihre Formulare und erklärte mir kurz, worauf ich achten sollte. Jedes Mal, wenn ich etwas nicht verstand und nachhakte, wurde sie laut,

und ich wusste nicht, ob sie mich anschrie, weil ich eine dumme Frage gestellt hatte oder weil sie dachte, dass ich schlecht höre. Ich lernte schnell, dass Miss Hawley einfach rasch energisch wurde.

Nachdem sie mein Clipboard, meine Stifte und meinen Stadtplan auf ihre Korrektheit überprüft hatte, wurde ich mit dem Befehl entlassen, mich am nächsten Tag um 10 Uhr morgens im Hotel Nepa International einzufinden. Dort hatte sie einen Termin mit dem amerikanischen Expeditionsleiter Ryan Waters, der eine kommerzielle amerikanische Expedition zum sechsthöchsten Berg der Welt leitete, zum Cho Oyu in Tibet. Miss Hawley traf die Gruppen immer vor und nach ihrer Expedition. Vorher nahm sie die persönlichen Daten der Teilnehmer auf und erkundigte sich nach den Plänen des Teams: nach der Route, der Anzahl der Sherpas, ob Flaschensauerstoff verwendet werden würde oder nicht. Für die persönlichen Daten hatte sie ein vorgefertigtes Formblatt, die »Bioform«, die alle Expeditionsmitglieder ausfüllen mussten. Hier wollte sie nicht nur Name, Geburtsdatum, Nationalität, Wohnort und Beruf wissen, Miss Hawley war auch daran interessiert, ob die Teilnehmer »single«, »married«, »divorced« oder »living with girlfriend« waren. Sie erzählte, dass der Südtiroler Bergsteiger Reinhold Messner einmal alle vier Kästchen angekreuzt habe, was Miss Hawley, die eigentlich einen guten Humor hatte, gar nicht witzig fand. Messner, den die betagte Dame bereits seit vielen Jahren kannte und schätzte, hatte jedoch eine gute Erklärung für seine vier Kreuze: »In Italien bin ich noch verheiratet, in Deutschland bin ich schon geschieden, ich lebe mit meiner Freundin zusammen, aber ich fühle mich single.« Beim Treffen nach der Expedition, dem »Debriefing«, erkundigte Miss Hawley sich nach dem Verlauf der Besteigungen, den erreichten Gipfeln und etwaigen Vorkommnissen. Dabei ging ihr der Ruf voraus, durch genaues Nachfragen, etwa nach dem Verlauf der Route oder der Aussicht vom Gipfel, Widersprüche aufzudecken und Schwindlern auf die Schliche zu kommen.

Ich fuhr noch am gleichen Tag am Hotel Nepa International vorbei, um sicherzugehen, dass ich es am nächsten Tag ohne Probleme finden und pünktlich erscheinen würde. Und siehe da, ich war am kommenden Morgen sogar vor Miss Hawley, ihrem blitzblanken VW Käfer und ihrem Chauffeur Suben dort, der die alte Dame wie immer am Arm zum Expeditionsteam führte. Es war interessant, zu beobachten, mit welcher Ehrfurcht und Hochachtung das Team die »Grande Dame des Himalaya« begrüßte.



In Miss Hawleys Büro in Dilli Bazaar verbrachte ich viele Stunden: eine Aufnahme aus meinen ersten Jahren bei ihr.

Ryan, ein typisch amerikanischer Bergführer mit Baseballkappe und längeren Haaren, hieß Miss Hawley mit den Worten »Your hair looks nice today« willkommen. Später fand ich heraus, dass Ryan den wöchentlichen Friseurtermin von Miss Hawley wusste und sie, wenn er sie zeitnah traf, mit diesem Kompliment milde zu stimmen versuchte. Ryan war zwar groß und kräftig, neben der eher kleinen und zierlichen Himalaya-Archivarin sah er jedoch aus wie ein kleiner Schuljunge.

Miss Hawley wollte alles akribisch genau wissen. Wer zum Team gehörte, welche Pläne sie hatten, wie viele Sherpas sie begleiteten und natürlich, wann das Team plante, wieder in Kathmandu zu sein. All dies notierte sie auf ihren nach Mottenkugeln riechenden Formularen, wobei es mir bis heute unerklärlich ist, wie sie jemals in der Lage war, ihre Schrift wieder zu entziffern. Manchmal gelang ihr das auch nicht. Dann musste Namita Shrestha einspringen, die mehr als ein Jahrzehnt Miss Hawleys handgeschriebene Expeditionsberichte in das Computersystem einspeiste, das die Grundlage für

die digitale Datenbank war. Die Himalayan Database wurde 2004 von dem US-Amerikaner Richard Salisbury und dem American Alpine Club (AAC) veröffentlicht. Richard traf Miss Hawley 1991 nach seiner Expedition zur Annapurna 4. Er war so von ihrer Arbeit fasziniert, dass er ihr vorschlug, die Informationen zu digitalisieren. Das war der Beginn eines langwierigen Prozesses. Nach seinen Aussagen verbrachten Namita Shrestha und Neeta Karmachary zwölf Jahre und insgesamt 11 000 Stunden damit, Miss Hawleys Notizen einzugeben. Richard Salisbury verwaltet bis heute die digitale Datenbank von seinem Heimatort Ann Arbor im US-Bundesstaat Michigan aus und speist die Informationen, die wir ihm schicken, in das System ein. Er steht im Hintergrund unserer Arbeit, und ohne ihn würde das digitale Archiv, das man kostenlos unter www.himalayandatabase.com herunterladen und abfragen kann, nicht existieren.

ELIZABETH HAWLEY HATTE IHRE KARRIERE als Himalaya-Chronistin im Jahr 1963 begonnen, als die erste amerikanische Everest-Expedition unter der Leitung von Norman Dyhrenfurth in Kathmandu ankam. Sie war damals als junge Journalistin in Nepal hängen geblieben und berichtete zunächst für das amerikanische Magazin *Time Life* und später für die Nachrichtenagentur Reuters. Da sie eine der wenigen ausländischen Reporterinnen in Kathmandu war, wurde sie damit beauftragt, über diese heute legendäre Expedition zu berichten. Miss Hawley verfolgte die Expedition der Amerikaner akribisch, und als am 1. Mai 1963 James Whittaker und Nawang Gombu um 13 Uhr am höchsten Punkt der Erde standen, war sie die erste Journalistin, welche die Welt darüber informierte. »I didn't make a lot of friends but we got a few scoops that way«, kommentierte sie das in der Reportage *The Keeper of the Mountains*. Als sich im Frühjahr 1965 eine indische Expedition auf den Weg zum Mount Everest machte, verfolgte Miss Hawley diese Expedition genauso sorgfältig. Das war der Anfang ihrer langen Karriere als Himalaya-Chronistin. Da zu dieser Zeit nur eine Handvoll Expeditionen die hohen Berge erkundete und wöchentlich nur zwei oder drei internationale Flüge am Tribhuvan Airport ankamen, war es noch einfach, mit den Bergsteigern Kontakt aufzunehmen. »I would go to the airport and have a look who was wearing heavy mountaineering boots. I called them over and asked them about their plans. It was as easy as that«, erklärte sie mir ihre damalige Taktik.

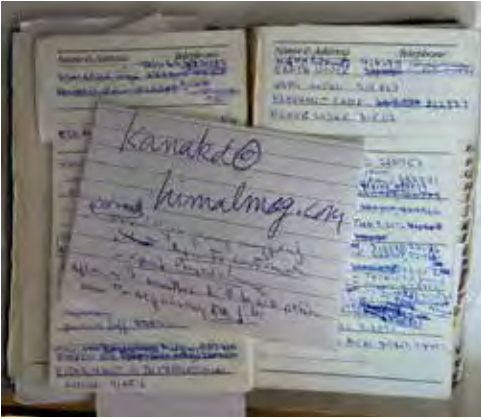
Miss Hawley war nie am Bergsteigen oder Wandern interessiert, und das auf 3860 Metern gelegene Kloster Tengboche in der Everest-Region ist der höchste Punkt, den sie jemals erreicht hat. Sie hatte auch nie Interesse daran, das Everest-Basislager zu besuchen. »What would I do there? I don't like going into the hills. I like to sleep in a comfortable bed; I like eating warm food at a table; I like comforts – I'm a city woman«, betonte sie immer wieder. Das zeigt auch, dass ihre Unermüdlichkeit hinsichtlich ihres Archivs eher in den Menschen als in den Bergen begründet lag.

ALS ICH 2004 MEINE ARBEIT bei Miss Hawley aufnahm, hatte sie bereits seit 41 Jahren diese Interviews geführt, und ich war fasziniert davon, mit welcher Hingabe sie ihrer Aufgabe noch immer nachging. Die Zeiten, als man Expeditionsteilnehmer am Flughafen an den Bergschuhen erkannte und zu sich zitierte, waren längst vorbei. Wir standen jetzt vor der herausfordernden Aufgabe, die Expeditionen über die Trekkingagenturen in Kathmandu ausfindig zu machen.

Miss Hawley hatte nach ihren Anfängen im Jahr 1963 weitere Everest-Unternehmungen verfolgt, und nach einiger Zeit hatte sie begonnen, ihre Befragungen auf Expeditionen zu anderen Achttausendern in Nepal auszuweiten. Bald kamen auch noch Siebentausender und Sechstausender dazu, und irgendwann entschied sie sich, alle Berge, welche die nepalesische Regierung als Expeditionsgipfel klassifizierte, in ihr Archiv aufzunehmen. Heute sind das 469 Gipfel zwischen 6500 und 8848 Metern.



Miss Hawleys Handschrift war eine große Herausforderung für sie selbst und Namita. Kein Wunder, dass die Eingabe für die Datenbank mehr als zehn Jahre dauerte!



Miss Hawleys Adressbuch, das über die Jahrzehnte immer umfangreicher wurde und heute bei Lisa Choegyäl gut aufbewahrt ist.

Nachdem ich Miss Hawley zu drei dieser Briefings begleitet hatte und sie davon überzeugt war, dass ich diese Aufgabe nun ohne sie meistern konnte, ließ sie mich allein auf die Expeditionen los. Sie gab mir eine handgeschriebene Liste mit den Namen von Teams, von denen sie wusste, wann sie in Kathmandu ankamen und in welchem Hotel sie abstiegen. Sobald es mir gelungen war, die Informationen zu entziffern, machte ich mich mit meinem

Clipboard und den Mottenkugel-Formularen auf meinem blitzblanken Trek 4300 auf den Weg zu den Hotels. Miss Hawley war dafür berüchtigt, dass sie die Expeditionsleiter just in dem Moment kontaktierte, in dem sie ihre Hotelzimmer bezogen, und es war ein großes Mysterium, woher sie diesen Riecher hatte. »Sobald man das Hotelzimmer betrat, klingelte bereits das Telefon, und es war Liz. Ihr Anruf war ein fester Bestandteil unserer Expeditionen«, erinnert sich der neuseeländische Expeditionsleiter Guy Cotter. Was die Bergsteiger jedoch nicht wussten, war, dass Miss Hawley bereits geraume Zeit vor dem Eintreffen der Expeditionsleiter alle zehn Minuten im Hotel anrief, bis sie Glück hatte und im Zimmer endlich jemand ans Telefon ging. »You have to catch the people as soon as they arrive«, ermahnte sie mich. »Once they dump their luggage and go out to the bars and restaurants in town, it is hard to catch them. Well you might catch them in bars, but I certainly won't.«

Ich erinnere mich an eine Begebenheit, als sie den australischen Höhenbergsteiger Andrew Lock suchte. Ich war gerade in ihrem Büro in Dilli Bazaar, wo ich täglich meine ausgefüllten Formulare abgab, als sie mit der Dame an der Rezeption des Hotels Marshyangdi sprach, oder sagen wir besser, sie inbrünstig anschrie. »I am looking for Andrew Lock. L-O-C-K. Like the lock you put a key in«, schrie sie in den Apparat, verdrehte die Augen und zwinkerte mir zu. Nach ein paar weiteren Minuten legte Miss

Hawley sichtlich genervt den Hörer auf, sah mich an und meinte mit einem verschmitzten Lächeln: »I think I might have just booked a room in the name of Andrew Lock.« Das waren die Momente, die ich liebte, wenn ihr unschlagbar guter Humor zur Geltung kam.

Für mich war die Arbeit bei Miss Hawley eine harte Schule, denn es war anfangs sehr schwierig, ihr irgendetwas recht zu machen. Der Gegensatz, dass ich eher schnell als genau bin, Miss Hawley aber jede Einzelheit wissen wollte, machte es nicht einfacher. Wenn ich nur an die »Bioforms« mit den Personalien der Bergaspiranten denke: Miss Hawley hatte mir eingebläut, alle Formulare genau durchzusehen, bevor ich die Expeditionen verließ, da manchmal eine Handschrift unleserlich war oder anstatt des Geburtsdatums das aktuelle Datum angegeben war, was nicht selten passierte. Ich gab mein Bestes. Eines Tages übergab ich ihr ein Formular, in dem jemand als Beruf »Lehrer« eingetragen hatte. Als sie das las, fragte sie mich verärgert, warum ich nicht nachgefragt hätte, welches Fach die Person unterrichtete. »For God's sake, woman«, begann sie wie gewöhnlich ihre Tirade. »You as a journalist should be interested in what he teaches. Now go back and find out.« Tja, da stand ich nun. Weil ich sie nicht anschwindeln wollte, fuhr ich zurück ins Hotel, um herauszufinden, welches Fach der bergsteigende Lehrer unterrichtete. Auch meine Handschrift war ihr ein Dorn im Auge, insbesondere mein K. Miss Hawley fand, dass mein K aussah wie ein V, und so musste ich mich eines Tages mit ihr hinsetzen und lernen, wie man in schönster Druckschrift K schreibt. Das blieb mir in Erinnerung, denn ich schreibe meine Ks heute noch so wunderschön, und dafür sind mir sicherlich viele Menschen dankbar.

In den ersten paar Jahren erwartete Miss Hawley von mir, dass ich sie dreimal pro Tag anrief – das erste Mal um 8.30 Uhr, dann um 13 Uhr und noch einmal um 19 Uhr, und das musste pünktlich geschehen. Der morgendliche Anruf war eine große Herausforderung, da ich zu dieser Tageszeit oft schon mit meinen Freunden auf meinem Trek 4300 die Hügel von Kathmandu erkundete. Es konnte schon mal vorkommen, dass ich kein Netz hatte oder die Verbindung so schlecht war, dass ich Miss Hawley kaum verstand. Das machte mich immer sehr nervös, und es passierte öfter, dass ich mich schnell von meinen Freunden verabschieden musste, um so rasch wie möglich in Kathmandu zu sein und herauszufinden, was Miss Hawley von mir wollte. Vorher musste ich aber noch schnell unter die Dusche

springen, da ich unmöglich so schmutzig, wie man beim Mountainbiken nun mal wird, bei ihr vorbeischaun konnte. Manchmal blieb dann nicht mehr viel Zeit zum Frisieren. Ich kann mich erinnern, wie ich eines Tages abgehetzt bei ihr ankam, sie mich von oben bis unten betrachtete und verwundert sagte: »Have you looked in the mirror today? For God's sake, woman, go into my bathroom and fix your hair.« Und genau das tat ich, mit meinen mehr als 40 Jahren. Ich ging in Miss Hawleys rustikales Badezimmer, das mit einem schweren Teppich und einer flauschigen Auflage auf der WC-Brille ausgestattet war, und band meine dünnen Haare, die zu diesem Zeitpunkt ziemlich lang waren, zu einem Pferdeschwanz zusammen. Als ich wieder vor ihr stand, musterte sie mich erneut und meinte nur: »Your hair is pretty long.« Ich erklärte ihr stolz, dass ich gerade dabei sei, meine Haare wachsen zu lassen, worauf sie mich fassungslos ansah und meinte: »And then – what are you going to do with it?« Tja, was sollte ich mit langen Haaren anfangen? Und so vereinbarte ich sofort einen Termin mit meiner Friseurin Sangita.

Es ist mir bis heute schleierhaft, warum ich mich so lange von Miss Hawley dominieren ließ. Mir war wohl damals schon bewusst, dass sie es wert war – auch wenn es nicht einfach war und ich auch schon mal weinend bei meiner Mutter in Garmisch anrufen musste. »Wenn ich so mit dir umspringen würde, dann hättest du mir schon längst den Kopf gewaschen«, meinte meine Mutter oft. Miss Hawley den Kopf zu waschen lag mir fern, aber vielleicht hätte ich ihr früher widersprechen sollen, denn als ich es endlich tat – das dürfte so im Jahr 2013 gewesen sein –, merkte ich sofort, dass sie mir mit mehr Respekt begegnete und es vollkommen in Ordnung fand, dass ich nicht sofort sprang, wenn sie mich brauchte. Sie rief mich eines Abends an und wollte, dass ich sofort bei ihr vorbeikomme. Das war nichts Ungewöhnliches, und normalerweise wäre ich sofort zu ihr geeilt, aber an diesem Abend legte ich den Schalter im Kopf um und sagte: »Nein, Miss Hawley, ich komme jetzt nicht, sondern morgen früh um neun.« Sie sagte nur kurz »Okay« und war zufrieden. Hätte ich gewusst, wie einfach das war, hätte ich ihr wohl schon früher Paroli geboten, aber ich wollte es mir nicht mit ihr verscherzen. Denn ich respektierte sie sehr, mochte sie und erfreute mich an den interessanten Geschichten, die sie mir erzählte. Unter ihrer Regie zu arbeiten war jedoch eine sehr harte Schule, zumal fast ohne Lohn.

In der ersten Herbstsaison bezahlte mir Miss Hawley 500 nepalesische Rupien pro Interview, das sind rund vier Euro, was rückblickend gar nicht so schlecht war. Die Abrechnung machten wir am Ende der Saison, indem ich ihr die Liste meiner geführten Gespräche zeigte. Als ich ihr am Ende der Frühjahrssaison 2005 die Liste mit meinen Interviews gab, sah sie mich erschrocken an und meinte: »I can't possibly pay you that much.« Meine Antwort darauf war: »Ah, don't worry about it, Miss Hawley. It's fine.« Ab diesem Tag bezahlte sie mir keinen Cent mehr. Für mich war das vollkommen in Ordnung, denn die Arbeit mit ihr öffnete mir viele Türen und war trotz der Herausforderungen mehr wert als jedes Geld dieser Welt. Ich hatte das Privileg, Miss Hawley sehr gut kennenzulernen und zuletzt, neben der in Kathmandu lebenden Britin Lisa Choeygal, sogar eine ihrer engsten Bezugspersonen zu werden. Ich war bestens informiert, was in der Himalaya-Szene lief, lernte viele Menschen kennen, die auf nepalesischen Gipfeln Bemerkenswertes erreichten, schloss so manche enge Freundschaft und wurde selbst zu einem Bestandteil der Himalaya-Welt.

Wenn ich heute zurückblicke, wird mir allerdings erst bewusst, wie sehr ich um die Gunst von Miss Hawley kämpfte. Ich mochte sie, hatte jedoch gleichzeitig Angst – oder vielleicht eher großen Respekt – vor ihr. Wenn ihr Name auf meinem Telefondisplay erschien, und das war einige Male pro Tag der Fall, sank mir der Mut, denn ich wusste nicht, ob sie mich wieder für irgendetwas rügen würde. Im Mai 2005 schrieb ich in mein Tagebuch: »Ich habe das Gefühl, dass sich Miss Hawley langsam an mich gewöhnt und dass sie mich vielleicht sogar mag. Manchmal sitzen wir in ihrem Büro, und sie erzählt mir von ihren Eltern, der Zeit, zu der sie reiste, und von ihrer Gesundheit, mit der sie sicherlich gesegnet ist. Vorgestern hat sie mir sogar etwas vorgesungen. Sie trällerte ›What do people do when it rains in Rio‹, und dabei lächelte sie mich sogar an!«

Es fiel mir schwer, zu akzeptieren, dass ich Miss Hawley so nehmen musste, wie sie war. Jeevan Shrestha, der bereits seit dem Jahr 2000 für sie arbeitete, hatte die notwendige Distanz, er ließ sich von ihren Ausbrüchen nicht irritieren. Während eines Treffens mit Jeevan in einem Café brach ich plötzlich in Tränen aus: »Jeevan, ich halte das nicht mehr länger aus. Ich glaube, Miss Hawley mag mich einfach nicht.« Jeevan sah mich fassungslos an und sagte: »Aber Billi, sie meint es doch nicht persönlich – sie ist einfach so. It's Miss Hawley!«

NEPAL

in seiner ganzen
Faszination erleben

2. Auflage



Dieter Höss
Nepal
Menschen und Landschaften
am Great Himalaya Trail

Der erste und einzige Bildband zum Great Himalaya Trail zeigt das Land in seiner ungewöhnlichen landschaftlichen und ethnischen Vielfalt: mit großformatigen Fotos, ausdrucksstarken Porträts und Momentaufnahmen aus einer Welt, die in ihrer archaischen Schönheit wie aus der Zeit gefallen scheint.

248 Seiten, 245 farb. Abb., 10 Originalkarten zum GHT
geb. m. Schutzumschlag, ISBN 978-3-7022-3625-0



TYROLIA

www.tyrolia-verlag.at





Billi Bierling gilt als Expertin für das Höhenbergsteigen im Himalaya. Wenn sie sich nicht gerade in Nepal aufhält, um für die Himalayan Database tätig zu sein oder selbst Berge zu besteigen – sie stand bislang auf sechs der vierzehn Achttausender, darunter der Mount Everest –, arbeitet sie als Kommunikationsexpertin für die Humanitäre Hilfe der Schweiz. In diesem Buch erzählt sie von ihrem ungewöhnlichen Lebensweg, von bewegenden menschlichen Begegnungen und warum für sie nicht nur der Gipfel zählt.



ISBN 978-3-7022-4103-2



9 783702 241032

www.tyrolia-verlag.at